



Christen und Muslime gemeinsam

Ländliches Entwicklungsprogramm der „Geschwisterlichen Vereinigung der Gläubigen von Dori“ (UFC) im Sahelgebiet des Nordens von Burkina Faso

MISEREOR-Nr.: P11501

Interview mit Laurant Birfuoré Dabiré, Bischof von Dori

am 26. Januar 2016

Am 26. Januar 2016 besuchte Bischof Laurant Birfuoré Dabiré die Geschäftsstelle MISEREORs in Aachen. In einem Gespräch mit Johannes Schaaf, Referent für Projektpartnerschaften, äußerte er sich zur Lage seines Bistums, zur Arbeit der „Union Fraternelle des Croyants de Dori“ (Geschwisterliche Union der Gläubigen von Dori – UFC) sowie zur allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Situation in Burkina Faso.

Sie sind erst seit drei Jahren Bischof von Dori. Was war Ihr erster Eindruck, als Sie in Ihr neues Bistum kamen, das Sie vorher kaum kannten?

Anders als fast alle anderen Regionen Burkina Fasos ist der äußerste Nordosten zu gut 90 Prozent islamisch geprägt. Die katholische Kirche in Dori hat sich in diesem Umfeld nicht wie so manche kleine Minderheiten in fremder Umgebung abgeschottet, sondern hat an die islamische und andere Religionsgemeinschaften eine klare Botschaft ausgesandt: Wir sind für Dialog, Offenheit und Solidarität gegenüber allen Menschen in unserer Region. Diese Botschaft ist angenommen worden. Und so konnte sich bereits vor über 40 Jahren die „Union Fraternelle des Croyants de Dori“ bilden, die heute das weit über die Region Dori hinaus strahlende Symbol der interreligiösen Zusammenarbeit ist. Inzwischen gilt Dori weithin als Vorbild für ein nicht nur friedliches, sondern auch kooperatives Zusammenleben unterschiedlicher Religions-gemeinschaften. Als Bischof werde ich mein Bestes geben, das Profil unserer Kirche als eine im Geiste der Geschwisterlichkeit offene, dialogbereite und im Hinblick auf alle Menschen sozial engagierte Glaubensgemeinschaft zu pflegen und weiter zu schärfen. Und ich bin fest davon überzeugt, dass auch unsere muslimischen Schwestern und Brüder weiterhin auf ein gutes, sich gegenseitig befruchtendes Zusammenleben setzen.



*Bischof Laurant Birfuoré Dabiré
mit dem Grand Imam von Dori*

Am 5. Januar hat es erstmals in Burkina Faso einen Terroranschlag durch Islamisten in Burkina Faso gegeben, bei dem 13 Menschen starben und mehrere zum Teil schwer verletzt wurden. Das hat nicht nur in Europa die Sorge ausgelöst, dass der gewaltbereite Islamismus sich immer weiter in Afrika ausbreitet und einen Staat nach dem anderen destabilisiert. Wie haben denn die Menschen in Burkina Faso auf den Anschlag reagiert? Gibt es jetzt nicht Befürchtungen, dass das bisher friedliche Zusammenleben der verschiedenen Religionsgemeinschaften und Ethnien in Gefahr geraten könnte, vor allem wenn noch weitere Anschläge folgen sollten?

Landesweit haben hohe islamische Geistliche und bekannte Muslime umgehend in verschiedenen Stellungnahmen unmissverständlich klargestellt, dass Terroranschläge radikaler Islamisten nicht ihr Ziel erreichen werden, die burkinische Gesellschaft zu spalten und religiöse Konflikte auszulösen. Es käme gerade jetzt darauf an, dass alle Ethnien und Glaubensgemeinschaften zusammenstünden und sich nicht vom friedlichen Zusammenleben abbringen ließen. Und da auch die Regierung besonnen reagiert hat, bin ich zuversichtlich, dass Burkina Faso kein zweites Mali oder Nordnigeria werden wird, zumal Islamisten hier nirgendwo Rückhalt in der Bevölkerung haben. Im Übrigen darf man nicht vergessen, dass in den Ländern, in denen der islamistische Terror wütet, Muslime genauso darunter leiden wie alle anderen Bevölkerungsgruppen. Eine Gefahr ist allerdings die Perspektivlosigkeit vieler junger Menschen. Wenn dieses Problem nicht gelöst wird, kann dies auf längere Sicht dazu führen, dass radikale Ideologien an Einfluss gewinnen. Der innere Frieden einer Gesellschaft ist nie selbstverständlich, sondern muss stets erkämpft werden.

Was kann man denn über Stellungnahmen hinaus konkret dafür tun, dass sich die burkinische Bevölkerung auch im Falle weiterer Terroranschläge nicht auseinander dividieren lässt?

Wichtig ist, dass das friedliche Miteinander der Religionsgemeinschaften und auch Ethnien zum Alltagserleben der Menschen gehört und immer wieder auch entsprechende Zeichen gesetzt werden. In Dori besuchen sich Christen und Muslime gegenseitig bei ihren großen Festen. So hat z.B. der Grand Imam an der Osternacht in unserer Kathedrale teilgenommen, und schon mein Vorgänger als Bischof war etwa beim Opferfest, dem höchsten Feiertag der Muslime, zugegen. Und wenn ich verreise, vor allem ins Ausland, kommt der Grand Imam zu mir ins Bischofshaus, um mir viel Glück zu wünschen. Und oft besucht er mich auch nach meiner Rückkehr. „Wenn Du auf Reisen bist, tust Du ja auch etwas für uns alle hier in Dori“, sagt er dabei immer wieder. Schon diese Worte bekunden ja, dass wir uns als große, von dem einen Gott getragene Gemeinschaft fühlen. Uns ist bewusst, dass wir nur auf verschiedene Weise zu dem ein und selben Gott beten. Dabei können wir uns ihm nur annähern, ihn nie aber in seinem ganzen Wesen erfassen. Wer seine Gottesvorstellung für vollkommen und allein selig machend hält, wird zum Fundamentalisten und potentiellen Gewalttäter. Umso wichtiger ist es, dass führende Vertreter und Vertreterinnen der Religionsgemeinschaften durch einen verständnisvollen, toleranten Umgang miteinander eine Vorbildfunktion für die Bevölkerung übernehmen.

Zum nachhaltigen Symbol für religiöse Toleranz und aktive Friedensarbeit ist die Friedenskarawane der UFC Dori durch den Norden Burkina Fasos und die Nachbarländer Niger und Mali im Jahre 2009 geworden. Überall sind die vor allem jugendlichen Teilnehmerinnen und Teilnehmer freundlich empfangen worden – auch

in Mali und Niger, wo interreligiöser Dialog bisher unbekannt war. Mit dem Friedenszentrum „Dudal Jam“ hat die UFC 2011 eine dauerhafte Einrichtung geschaffen, wo sich besonders junge Menschen verschiedener Religionszugehörigkeit begegnen und die jeweils andere Religion kennen lernen können. Ein großes Problem ist nämlich, dass die meisten wenig oder gar nichts von den Religionen wissen, denen sie selbst nicht angehören. Aber auch über die eigene Religion ist das Wissen oft gering.

In der Region Dori gibt es bei etwa 700.000 Einwohnern gut 30.000 Flüchtlinge aus Mali. Von vielen ist befürchtet worden, dass sie vor allem deshalb zu einem Problem für das Zusammenleben der einheimischen Bevölkerung werden könnten, weil sie einen wenig toleranten Islam mitgebracht hätten.

Das haben wir auch geglaubt, doch die Befürchtungen haben sich bisher kaum bestätigt. Zwar stimmt es, dass die Flüchtlinge aus Gegenden kommen, wo sich die verschiedenen Religionsgemeinschaften weitgehend in Ruhe gelassen, aber sich voneinander klar abgegrenzt und nicht zusammengearbeitet haben. Und wir wissen auch nicht genau, ob und wenn ja wie viele Islamisten sich in die Flüchtlingslager mit eingeschlichen haben. Doch bis auf ganz wenige Ausnahmen sind die Menschen dankbar für die Aufnahme und verhalten sich absolut friedlich. Wir unterstützen die Flüchtlinge so gut wir können. Doch Burkina Faso gehört zu den ärmsten Ländern der Erde und ist bei der Betreuung der Flüchtlinge vollkommen auf ausländische Hilfe angewiesen. Erschwerend kommt hinzu, dass die meisten dieser Menschen Halbnomaden sind und ihre Tiere mitgebracht haben. Die UNHCR (*Flüchtlingsorganisation der Vereinten Nationen*) musste aber ihre Mittelzuwendung drastisch kürzen, weil die Staatengemeinschaft ihr weniger Geld zur Verfügung stellt. So ist inzwischen die Ernährungslage in den Lagern so problematisch, dass einige Flüchtlinge versuchen wollen, nach Europa zu kommen.

Gibt es in den über 40 Jahren Zusammenarbeit von Christen und Muslimen in der UFC Dinge, die die beiden Religionsgemeinschaften voneinander gelernt haben?

Da gibt es viele Dinge, auch kleine, eher unmerkliche. Nennen möchte ich zwei Elemente, mit denen wir uns gegenseitig befruchten. Inspirierend für uns Christen ist das Selbstbewusstsein ohne demonstratives Überlegenheitsgefühl, mit dem die hiesigen Muslime ihren Glauben leben und nach außen vertreten. Das hat sich auch verstärkend auf unsere eigene Glaubenspraxis ausgewirkt. Anders als bei den Muslimen hat in der katholischen Kirche soziales Engagement bis hin zum Eintreten für grundlegende Menschenrechte eine lange Tradition. Die Zusammenarbeit in der UFC hat die islamische Gemeinschaft in Dori animiert, über das gebotene Almosengeben hinaus eine institutionalisierte Sozialarbeit aufzubauen. Deren erstes inzwischen angelaufenes Projekt ist die Betreuung von Kindern, die verwahrlost auf den Straßen von Dori leben und sich hauptsächlich mit Betteln über Wasser halten. Da es noch keine muslimischen Geldgeber hierfür gibt, hat sich auf unsere Vermittlung hin die italienische Bischofskonferenz bereit erklärt, die nötigen Mittel für dieses Projekt bereit zu stellen.

Burkina Faso hat turbulente anderthalb Jahre hinter sich. Als der Langzeitpräsident Blaise Compaoré sich durch eine Verfassungsänderung 2014 zu einer fünften Amtszeit wählen lassen wollte, brachen Unruhen in der Bevölkerung aus, die schließlich im Oktober mit Compaorés Gang ins Exil endeten. Als im September 2015 die Präsidentengarde, die als persönliche Machtbasis von Compaoré galt, gegen die Übergangsregierung putschte, waren es erneut Proteste der Bevölkerung, die eine mögliche Rückkehr der alten Machtverhältnisse verhinderten. Die Putschisten gaben schnell auf, und es gab im November die schon von der 2014 eingesetzten Übergangsregierung versprochenen Wahlen. Aus ihnen ging Roch Marc Kaboré mit 53,9 Prozent der Stimmen als Sieger hervor. Wie schätzen Sie die derzeitige politische Lage und die Zukunftsaussichten in Ihrem Land nach den Wahlen ein?

Schon der Wahlkampf ist friedlich verlaufen, obwohl der Ausgang offen war. Und die unterlegenen Kandidaten mit Zéphirin Diabré an der Spitze, der immerhin ein Drittel der Stimmen bekommen hat, haben den Sieg Roch Kaborés sofort anerkannt und ihm gratuliert. Allein dies ist in Afrika leider eher die Ausnahme. In Burkina Faso waren es die ersten wirklich freien und transparenten Wahlen mit zivilen Präsidentschaftskandidaten und Parteien. Auch das hat es in Afrika bisher nicht oft gegeben. Dass die Bevölkerung all dies erreicht hat, macht sie zurecht stolz und gibt ihr Mut. Sie hat nun zum wiederholten Mal die Erfahrung gemacht, nicht ohnmächtig einer kleinen Machtelite ausgeliefert zu sein. Und noch etwas könnte für die Zukunft von großem Vorteil sein: Bei den gleichzeitigen Parlamentswahlen hat keine Partei auch nur annähernd eine eigene Mehrheit erreicht. Es muss deshalb eine Koalition geben. Und dazu haben sich die meisten Parteien schon bereit erklärt. Das fördert auch auf politischer Ebene die in unserem Land tief verankerte Kultur des Dialogs, des Verhandels und Interessenausgleichs.

Wo sehen Sie die Gründe dafür, das Burkina Faso im Unterschied zu so vielen anderen Staaten in Afrika weitgehend friedlich geblieben ist, dass es keinen Bürgerkrieg gegeben hat, dass selbst die wenigen Putsche oder vom Volk erzwungene Regierungsstürze – wenn überhaupt – mit verhältnismäßig wenig Blutvergießen verbunden waren?

In Burkina Faso leben seit Langem viele Ethnien, Kulturen und Religionen eng zusammen. Dabei haben die Menschen gelernt, dass sie gerade in einem armen Land mit schwierigen ökologischen Bedingungen besser leben, wenn sie Unterschiede in der Lebenseinstellung akzeptieren und Konflikte friedlich regeln. Hinzu kommt, dass seit jeher die Familie die wichtigste Rolle in unserer Gesellschaft spielt. Sie gilt als der sichere Hafen eines jeden Menschen. Deshalb ist der familiäre Zusammenhalt auch stärker als mögliche negative Einflüsse durch etwa religiöse Unterschiede. Innerfamiliäre Verschiedenheiten in Religion, ethnischer Zugehörigkeit oder politischer Ausrichtung spalten die Familien in aller Regel nicht. Daraus hat sich eine Kultur des Dialogs, der Verhandlungsbereitschaft, der Mäßigung und des Kompromisses entwickelt. Damit einher geht eine ziemlich große Abneigung gegen Extrempositionen. Diese Mentalität schlägt sich auch in der religiösen Praxis der verschiedenen Glaubensgemeinschaften nieder, die weitgehend undogmatisch und pragmatisch ausgerichtet und kaum anfällig für fundamentalistische Strömungen sind.

Dialog und Verhandlung setzen eine gewisse Freiheit bei den Beteiligten voraus. So sind traditionelle Formen der Mitbestimmung entstanden, die auch heute noch vor allem in den Dörfern das Zusammenleben prägen. Insofern gibt es auch Ansätze für die Entwicklung einer demokratischen Staatsform.

All diese günstigen Gegebenheiten für eine friedliche Gesellschaft sind jedoch keine Garantie für die Zukunft. Auf die Dauer braucht jede Gesellschaft Entwicklung und ein Mindestmaß an sozialer Gerechtigkeit. Perspektiv- und Hoffnungslosigkeit bei großen Teilen der Bevölkerung lässt überall den Frieden schnell zerbrechen. Deshalb sind wir als sehr armes Land dankbar für jede Hilfe von außen, doch letztlich sind wir selbst verantwortlich für die weitere Entwicklung unseres Landes.

Welche Akzente müsste Ihrer Ansicht nach die neue Regierung setzen, um Burkina Faso voranzubringen?

Ich hielte es für wünschenswert, wenn Präsident Kaboré zumindest einen Teil der Ideen seines Vor-Vorgängers Thomas Sankara aufgreifen würde. „Die einzig wirklich rentable Ressource in unserem Land ist der Mensch. Deshalb müssen wir lernen und hart arbeiten. Nur auf diese Weise haben wir die Möglichkeit, eine gerechte Gesellschaft aufzubauen mit einer guten Zukunft für alle“, war die politische Grundbotschaft Sankaras an die Bevölkerung. Da der Agrarsektor das Fundament einer soliden wirtschaftlichen Entwicklung ist, hat er der Landwirtschaft Priorität eingeräumt. So hat er u.a. auch damit begonnen, vor allem im Norden das stark entwaldete Land wiederaufzuforsten, um, wie es damals hieß, eine „grüne Mauer“ gegen das weitere Vordringen der Sahara zu errichten. Eine vom Menschen aktiv betriebene Neubewaldung war damals zumindest in Westafrika etwas Neues.

Sankaras Nachfolger Blaise Compaoré, der möglicherweise in den Mord an ihm verwickelt war, hat dagegen das Hauptaugenmerk auf das schnelle Geld durch Gold-Bergbau gelegt und die Landwirtschaft vernachlässigt. Das hat eine Goldgräbermentalität geschaffen, die sich negativ auf die Arbeitsethik ausgewirkt hat. Wissen und Arbeit waren weniger wichtig geworden. Dabei ist von den Gewinnen kaum etwas im Land geblieben, da die Abbaulizenz einer kanadischen Firma erteilt worden ist und so ein Großteil der Erlöse in Kanada verbleibt. Und die Bodenzerstörung bei uns im Norden, wo sich der Gold-Bergbau befindet, ist ein zunehmendes Problem. Es ist letztlich wie immer beim Rohstoffabbau in Afrika: Er leistet keinen Beitrag zu einer nachhaltigen Entwicklung und schädigt stattdessen die Umwelt. Deshalb hoffe ich, dass die neue Regierung mehr auf Bildung und eine langfristig angelegte Wirtschaftsentwicklung setzt und dabei dem Agrarsektor wieder mehr Gewicht gibt.

SJF/26.01.2016